



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Ar. 10.

Wiesbaden, den 5. Dezember 1915.

4. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

Adolph v. Menzel, von G. Koldemanz. — Kinder, von H. Ehrler. — Halb um die Welt zur Kriegszeit, von E. Engelhardt (Fortsetzung). — Ev. Hochwohlgeboren, von Leutnant F. Schröding. — Die Schwester, Erzählung von F. Reiser. — Das Echo, Erzählung von F. H. Benz. — Bilderbogen fürs Haus. — Alltägliche Götter.

Zum Geleite.

Welchen Unterschied auch die Menschen im Leben machen, wie niedrigem Flitter sie auch Wert geben, ja wie sehr sie sich bemühen, diesen Unterschied bis über das Grab fortzupflanzen: der Tod macht alles gleich und vor ihm sinkt lächerlich nieder, was wir hienieden uns bemühen, wichtig zu finden.

Adalbert Stifter.

Adolph v. Menzel.

(Zu seinem 100. Geburtstag.)

Von G. Koldemanz.)

Als Adolph v. Menzel am 9. Februar 1905 die Augen zum ewigen Schlaf schloß, hinterließ er in seinem Atelier mehr als 2000 Zeichnungen und Quaschen, trotzdem in den sechzig Arbeitsjahren seines künstlerischen Schaffens wohl über 10 000 Blätter in die Welt hinausgegangen waren. In unermüdlicher Arbeit hat dieses größte Maler- und Pinsel geführt, dieser unerbittlich ehrliche Schilderer des Vergangenen und Gegenwärtigen, wie es war und ist. Als Zeichner und Graphiker war er Bahnbrecher und als Maler kam er über Blechen und Krüger hinaus zu der Unbefangtheit schärfsten malerischen Sehens und zu neuen farbigen Tonwerten in breiten Flächen. In den letzten Jahren huldigte er in der „Atelierwand“ und dem „Theatre gymnase“ einem glänzenden Impressionismus und erhob sich in seinen nie in Einzelheiten verlierenden Historienbildern weit über die Leistungen seiner Zeitgenossen. Durch impressionistische Stimmungen machte er diese Szenen der Vergangenheit dem Beschauer gegenwärtig. Später wendet sich der Künstler mit dem „Eisen- und Stahlwerk“ wieder zur lebendigen Gegenwart und wird zum unbedingten Realisten.

Menzel ist am 8. Dezember 1815 in Breslau geboren und zeichnete schon dreizehnjährig, die Hand des Vaters, der Rektor einer Mädchenschule war, und einige Mädchen. Als der Vater den Lehrerberuf aufgab und eine Lithographie-Druckerei eröffnete, wurde der Sohn sein Gehilfe. Wegen seiner kleinen Gestalt hatte er sich früh von den anderen Knaben abgesondert. 1830 siedelte der Vater nach Berlin über und zwei Jahre später standen Mutter, Sohn und Tochter vor seiner Bahre. Sechzehnjährig wurde Menzel der Ernährer seiner Familie. Er verschaffte sich Aufträge für Geschäftskarten, Flaschenetiketten, sowie Einladungen und fand nebenher noch Zeit, seit 1833 in

der Gipsklasse der Akademie zu zeichnen. Doch er hielt es dort nicht lange aus. Die wenigen Wochen, die er dort verbrachte, waren der einzige Kunstunterricht, den der Künstler genossen hat. Sein Erstlingswerk „Künstlers Erdenwallen“ (1833–34) erschien kurz darauf in der Federmanier des Steindrucks. Es umfaßte 6 Blätter und 11 Zeichnungen, sowie den Umschlagtitel. Darauf folgten dann 12 Steinzeichnungen in Kreidemanier „Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgisch-preussischen Geschichte“. Während die ersten dieser Blätter in der Kostümbehandlung noch unsicher waren, gab er in den folgenden schon Darstellungen von geschichtlichem Wert. Um 1835 lernte er Eduard Meyerheim, Biermann, Drake, Strack, Stieler und Magnus kennen. Kurz nach der Bekanntschaft hat Magnus den Freund in einem schlichten Wasserfarbenblatt der Nachwelt im Bilde überliefert. Im schlecht sitzenden braunen Oberrock mit gelbgrauen gestreiften Beinkleidern, die graue breitrandige Angströhre auf dem häßlichen Gesicht, mit dem Schifferbart und ausdrucksvollen Augen, so steht der kleine Mann mit einer Rolle Papier in der Hand da und scheint ein für seinen Griffel geeignetes Motiv erspäht zu haben. Dieses köstliche Blatt zeigt eindringlich die Tragik der Zwerggestalt des großen Künstlers. Das Jahr 1839 bedeutete den großen Umschwung in Menzels Dasein. Franz Kugler, der eine vollstimmliche Lebensgeschichte Friedrich des Großen in Arbeit hatte, entdeckte in Menzel den geeigneten Zeichner, um die Illustrationen für das Geschichtswerk zu schaffen. Damit begann die Reihe von Menzels Friedrichs-Werk. Vierhundert Bildchen hat Menzel für Kuglers Buch auf Holz gezeichnet. Vernds „Histoire de Napoleon“ war 1839 in Paris erschienen und ihre Holzschnitte nahm der Verleger zum Muster und ließ die Menzelschen Zeichnungen von der Pariser Firma in Holz schneiden. Der Meister war aber von den Arbeiten

der Pariser Werkstatt sehr wenig erbaut, und erst später haben Ungelmann sowie Albert und Otto Vogel die Technik der Holzschnitte verfeinert. Wunderbar ist die Stärke von Menzels Allegorik in den Kopfleisten und Tierstücken des Buches, sowie die Geschichtsedtheit dieser unvergleichlichen Illustrationen. Alle erreichbaren Bilder des Königs und der anderen Dargestellten, die Uniformen in den Zeughäusern, die Möbel und Räume in den Schlössern hatte er mit größter Treue nachgezeichnet und daraus den Geist der Rokokozeit künstlerisch neu gestaltet. Fünfzehn Jahre lang hat dann Menzel in den Zeughäusern, Montierungskammern und Archiven alle Einzelheiten der Uniformkunde jener Zeit aufgezeichnet und von 1842 bis 1857 in dem Kostümwerk „Die Armee Friedrichs des Großen“ eine künstlerisch hervorragende Meisterleistung vollendet. Das prächtigste Griffelwerk Menzels sind die 200 Holzschnitte zu den „Werken Friedrichs des Großen“ (1843–1849), die sich oft allegorisch nachempfindend um die Gedanken des Königs ranken.

Auch mit der Ölmalerei hatte sich der Künstler auf eigene Hand vertraut gemacht. Er hat in den 40er Jahren Ölbilder geschaffen, die für jene Zeit etwas völlig Neues bedeuteten, in der noch niemand den Mut hatte, die Wirklichkeit zu malen. Diese Bilder haben ein halbes Jahrhundert vergessen und verstaubt in seinem Atelier gehangen, heute zieren manche davon die wunderbaren Säle der Menzelreihe in der Berliner Nationalgalerie, so das 1845 gemalte, in Licht und Lust entzückende „Balkonzimmer“, die Landschaft „Berlin-Potsdamer Bahn“ (1847), in der Menzel Constables Einfluß weiter entwickelt. Auch der Blick aus Menzels Atelier in den „Park des Prinzen Albrecht“ gehört zu dieser Gruppe seiner glücklichsten malerischen Schöpfungen. 1855 sah er als fertiger Künstler Paris, im nächsten Jahr malte er sein stärkstes Bild, das „Théâtre gymnase“. Es bildet den Abschluß seiner Interieurs der vierziger Jahre. Der Gegensatz des wuchtigen dunklen Orchesters zu der koloristisch starken Bühne mit dem hell beleuchteten Proszenium ist mit größtem malerischen Können gelöst. Gegen diese reifen malerischen Werke seiner Frühzeit treten die später entstandenen Historienbilder etwas zurück, obschon sie die gleichzeitig entstandenen Geschichtsmalereien anderer Künstler weit überragen. Einen Auftrag des Kasseler Kunstvereins brachte er nicht über die Vollendung des Kartons hinaus. Von 1849 bis 1850 malte er die „Tafelrunde Friedrichs des Großen“, an die sich bis 1857 die anderen durch Reproduktionen sehr bekannt gewordenen Bilder aus der Zeit Friedrichs des Großen schlossen. Das große Bild der „Krönung König Wilhelms in Königsberg“ mit den zahllosen Einzelporträts ist wohl das malerisch bedeutendste Repräsentationsbild der neueren Zeit.

Von den späteren Bildern leitet das 1867 entstandene kleine Deckfarbenblatt „Ballgesellschaft“ zu dem Kreis von Hofbildern über, die wertvolle geschichtliche Dokumente der Berliner Ballgesellschaft bilden. Menzel hat in diesen Ballzügen niemals Bildnisse gegeben und doch waren sie dem Leben abgelauft. 1867 war er auch Meissonier in Paris näher getreten, danach entstanden der „Sonntag im Tuileriengarten“, Pariser Straßen- und Weltausstellungsbilder sowie der „Esterhazykeller in Wien“. 1870 malte er die „Abfahrt des Königs zur Armee“ und 1874/75 das „Eisenwalzwerk“, das eine heroische Verklärung der Arbeit bedeutet und alle Errungenschaften moderner Malerei aufwies. Aus den späteren Jahren sei noch die „Prozession von Hofgastein“ und die „Piazza d'Erbe in Verona“ hervorgehoben. Beide Bilder waren Ergebnisse seiner jährlichen Sommerreisen. Unter den Tausenden seiner kleineren Schöpfungen meist in Deckfarbenmalerei, sind die 43 Blätter des „Kinderalbums“, die neben anderem köstliche Tierbilder enthalten, durch eine prächtige Wiedergabe zu einem Hauschatz des deutschen Volkes geworden. In „Ehrenurkunden“ hat er formenvolle und farbenstarke Blätter geschaffen. Die „Kleine Erzellenz“ war einer der wenigen deutschen Künstler, die über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus in Europa Anerkennung und Ruhm ernteten.

Kinder.

Von Hans Heinrich Ehrler.

In die benachbarte Stadt Freiburg kommen manchmal feindliche Flieger, richten einigen zwecklosen Schaden an und nehmen wohl auch ein Menschenleben weg.

Aber einmal haben sie auf einem Kirchplatz sieben todelnde Knaben getroffen, die jetzt im Friedhof nebeneinander begraben liegen. Es war damals ein hell belebter Tag, und vom Rand einer weißen Wolke fiel das tödliche Geschloß aus dem Blauen herab.

Wenige Tage später ging ich an dem Kirchplatz vorbei und sah wieder Knaben dort. Gerade an der gleichen Kirchstaffel, die bei jenem Angriff verlost wurde; ich zählte, wie genau waren es wieder sieben. Auch der Himmel trieb leichtes Gewölk. Ich dachte betroffen: Sind es vielleicht die Getöteten? Oder ihre Brüder? und soll wieder Gleiches geschehen?

Die Knaben aber spritzten lachend zu einem Gangster aneinander.

Ich hatte noch nie so im Sinnbild die heitere Erneuerung des Lebens gesehen; und plötzlich sah ich zum erstenmal die Welt, in der sich das Dasein der Kinder weit von unserer Welt begibt.

Seitdem betrachte ich sie alle wie merkwürdige Fremdlinge. Ich spüre es schwerer, daß über uns Alten der Krieg liegt, daß er sich in uns versenkt und vermischt hat, unserem Willen und unserem Gefühl Schicksal werdend... über sie hin fliehet er als ein Wurf Freude bringender Winde.

Nur zwanzig, dreißig schnell vergangene Jahre führen mich Brücke von ihnen zu uns, doch sehe ich jetzt eins, muß ich gleichsam eine Reise zu ihm machen. Vorsichtig lerne ich mit ihnen sprechen, es befragen, an ihm entdecken, die Hand auf seinen Kopf legen; gebe ich von ihm, weiß ich nicht, ob ich etwas freuen oder zu bestimmen mitnehme.

Erkenntnis bestärkt die Seele, wie nahe die Zeitalter berührt nach einander hinkäufen, wie auch jetzt diese höchste Welle der Menschengeschichte neben uns zum Spiel wird.

Vorhin, ehe ich dies schrieb, hörte ich drunten Mädchen zum Ringelspielen singen. Ich verstand die Worte nicht, war etwas von einem Vater, vom Landsturm und von Polen.

Da kam noch eine Freundin um die Ecke, die dort jenem Land zur Waise gemacht worden ist, ein Kaufmannstochterchen, dem die Mutter etwas vornehmer als dorfschulisch ein schwarzes Trauerkleid gemacht hat. Das Kind weinte vielleicht eben daheim Tränen und ist davon noch schwerer Muts. So steht es eine Weile verlegen, aber dann kommt wie aus einem Schleier, schon und schön, die Lust hervor. Jaghaften Schritten, wie auf gefährlichem Weg, oder als es eine Würde aufzugeben gälte, unternehmen die Füße den Versuch der Annäherung. Die Augen strahlen hin zu dem Platz der Freude. Von dort wird die Freundin gesehen, Reiben stellt sich still und leis betreten rufen Stimmen: „Mariele!“

Dann ruft es wieder: „Mariele geh her!“

Die Kleine wird verketteter Hände wie in einem offnen Krans aufgenommen. Ich höre die Mädchen wieder singen in einem Vater, vom Landsturm und von Polen. Die Mädchen dorthin war vorgestern gekommen.

Doch kürzlich schaute ich einem Elfiährigen zu, der einer selbstgefertigten Panse nach einem Pflock warf. Er fragte, die ich erst an ihn richten wollte, gab er im vorübergehenden die Antwort: „Mein Vater ist bei Ipern gefallen.“

Das jagte er dem Unbekannten. Dann warf er wieder jeder Wurf sah, daß der Pflock zitterte. Und als er das abschmeidigen Griffes aus dem mißhandelten Holz zog, belächelte den Kopf zurück: „Ein Engländer!“

Ich dachte, der kommt bald an die Schwelle; er kennt die Nahe. Beim Gehen grüßte mein Mund den offenbar lateinschüler unwillkürlich lateinisch: „Macte puer!“

Er leuchtete heldenhaft, sprang auf mich zu und gab fest die Hand.

Die grausam schön ist das, der Vater fällt, daß Sohn fastiger spüre: Ich lebel!

Troßloß greifen die launen Hände nach dem blauen Geheimnis der furchtbaren Geschehnisse. Als Geschenk ihnen der Krieg zu. Sie sind schon mit ihm fertig, wie einem gepflügten und eingesäten Acker.

Und wenn sie später ihn betrachten und vertischen ist er ihnen bereits Geschichte.

Aur mehr ein Spiegel.

Wie seltsam ist das, wir wohnen und atmen mit diesen weit von uns entrückten Erben unter einem Dach, reden mit ihnen, freuen uns ihrer und nennen sie unser Leben und Blut... kämpfen und sterben für sie.



Halb um die Welt zur Kriegszeit.

Von Emil Engelhardt.

(1. Fortsetzung.)

9. Januar 1915. In unserem „Kreis“ sind ein paar ganz prächtige Amerikaner. Prächtig nenne ich sie nicht deshalb, weil sie gegen England und für Deutschland wären; sondern weil sie, ehrlich neutral, unter der schwächlichen Stellungnahme ihres Landes leiden. Man freut sich wahrhaftig einmal, Amerikaner zu finden, die nicht im Dollar für ihren Geldbeutel aufgehen, sondern große nationale Gedanken hegen und für sie wirken. Etwa Rohrbachs „Deutschen Gedanken“ ins Amerikanische übertragen.

10. Januar 1915. Der Sonntagmorgen brachte einen spannenden Wettkampf. Zwei Beamte des amerikanischen Zolldienstes, eifrige Shuffleboardspieler, forderten mich und als Partner einen der Deutschamerikaner, der, in Amerika geboren, das reinste Schwäbisch von den Eltern lernte und spricht, zu einem Wettspiel heraus. Wir wollten versuchen, Germany zu besiegen. Wir sind die Allies.“ Hätten wir nein gesagt, wären wir von den Zollbrüdern überall lächerlich gemacht worden. So nahmen wir denn die Herausforderung an. Ich war unseres Sieges völlig sicher. Denn erstens hatte ich die Spielweise der Zollbrüder oft und gründlich genug beobachtet, um zu wissen, daß sie nicht zusammen, sondern jeder auf eigene Rechnung spielten, und daß ihr Haupteifer darauf ging, mit bedeutender Treffsicherheit die gegnerischen Steine aus dem Feld zu schlagen. Und zweitens hatte ich in der Schule von Kapitän Jurani auf dem „Prinz Waldemar“ in Honolulu die feinsten Feinheiten und das berechnete Zusammenspiel gelernt, die dieser hervorragende Spieler aus langer Erfahrung heraus lehren konnte. Nach fast einer Stunde hatten wir gewonnen, während die Gegner bei 7 aufwärts standen. Die zahlreichen, von den Zollbrüdern geladenen Zuschauer begrüßten unsern mit 15 Punkten Vorsprung glänzenden Sieg mit lautem Beifall. Die Zollbrüder spielten nicht mehr mit uns — und mir schmeckte das Mittagessen doppelt gut.

Am Sonntag abend machten meine Schwester und ich auf Bitten des Kapitäns deutsche Musik. Das brachte mir die interessante Bekanntschaft mit einem römischen Diplomaten, von der ich etwas ausführlicher erzählen will, weil der Stoff gerade so „aktuell“ ist.

Er bat mich „Wagner“ zu spielen, den er besonders liebt. Auch an ihm sehe er, wie die deutsche Organisation und das deutsche System überall hinreicht. In der Bewertung solcher Klangmassen und Organisation so gewaltiger dramatischer Gedanken spreche auch die deutsche Kraft. Er bewundere Deutschland und liebe das arme Frankreich, das England in den Krieg trieb; er liebe es, weil er dort erzogen sei und seine Sprache spricht. (Es ist sehr vergnüglich, wie er beim Sprechen aus dem Französischen ins Englische übersetzt und englische Worte französisch ausspricht!) Er haßt — ein gesunder, politisch-kardentender Rumäne! — Rußland wegen seines strupeligen Egoismus und verachtet England wegen seines kalten, übergeistes und Söldnertums. Wir sprachen lange über alle die verwickelten Verhältnisse, welche zum Krieg führten. Er wünscht, daß Deutschland siegt — und mit seinem geliebten Frankreich in ein gutes Verhältnis kommt. Das sei für die Welt gut, für Deutschland besser und für Frankreich am besten: weil es seine Militärlasten vermindere und seine Kulturarbeit vergrößern könne. — Rumänen, so versichert er mir wieder, will seine Ruhe haben, um nicht Kriegsschauplatz zu werden.

11. Januar 1915. Es geht dem Lande zu. Bis heute sind uns vier Möwen von Honolulu her gefolgt. Um 4 Uhr früh begegneten wir der „Mongolia“, die nach Honolulu fährt. Mit ihr sind die vier Möwen zurückgekehrt, während etwa 150 Möwen, schneeweiß im strahlenden Winterblau des Himmels, von der „Mongolia“ zu uns übergingen und nach Franzisko zurückflogen. Man kann nicht mehr an Deck spielen. Überall muß man sich in Acht nehmen, daß man von den Kadefranken, die arbeitsbereit gerichtet werden, keinen Schlag auf den Kopf bekommt. — Als ich nachmittags die Eisenbahnzüge für unsere Fahrt durch die Staaten zusammenstelle, zieht im Westen ein gewaltiger Sturm auf. Eine erdrückend wuchtige Wolkenmauer türmt sich vor dem schwefelgelben Himmel. Der Wind kommt in erschütternden Stößen, gräbt tiefe, tiefe Täler in die Wasser und heult um Masten und Schornsteine, dessen Rauch er übermütig zerfetzt und zerweht. Das Schiff sinkt so tief in die Wellentäler hinab, daß der Wellenkamm draußen höher liegt, als das Promenadendeck. Die schmetternden Spritzer, die übers Deck fegen, und der kalte Wind treiben alles unter Deck.

Der Sturm heult durch das Bullauge wie ein Orkan in unsere Kabine, so daß ich das Fenster schließen muß. Da ich auch darauf warte, wenn wir die Farallones Inseln passieren, finde ich keinen Schlaf und bin schnell an Deck, als das Leuchtfeuer der einsamen, schroffen Felseninseln durchs Bullauge huscht. Der schauernd kalte Wind konnte das Entzücken nicht abkühlen. In sternklar Nacht lag das Märchenbild vor uns ausgebreitet. San Franzisko im Perlenkranz seiner Tausend und Abertausend Lichter. Die Doppelreihen der beleuchteten Straßen stiegen die Hügel hinan. Das ganze Ufer entlang säumte eine Lichterkette den Strand. Die Hügel verschoben sich, indem wir mit voller Fahrt vorwärts rauschten; neue Lichterkranze entflammten den sich öffnenden Tälern. An einer Lichterkette tastete sich das Schiff zum Eingang. Vom Farallones-Leuchtturm über zwei Leuchtschiffe zum Feuer des Bonita Point, der mit dem gegenüberliegenden Cliffhouse das Golden Gate bewacht, den Eingang in die wundervolle Bai von San Franzisko. Die Heulboje liegt hinter uns. Schon flimmert weit drüben eine neue Lichterkette: das östliche Ufer der Bai, Oakland und Berkeley. Als um 3 Uhr morgens der Anker niederlasselte, gegenüber der Weltausstellung, deren Gebäude hell erleuchtet sind, da nachts gearbeitet werden muß, um sie fertig zu stellen, — da liegen wir in einem ununterbrochenen Lichterkranz eingeschlossen, in den Zauberkreis, dessen leuchtendster Diamant, das gewaltige Feuer von Alcatraz Island, unermüdlich kreist und flammt.

12. Januar 1915. Man mußte bald aufstehen: um 6 Uhr! Es war bitterkalt. Die Höhen der Sierra Nevada standen als ungebrochene, gleichmäßig stahlblaue Wand am Osthimmel. Grau und düstlich hob sich der Schattenriß der Stadt mit den Hügeln, Schornsteinen, Gaskesseln und Wolkenkränzen von dem Leuchttrot ab, das immer glühender im Ofen aufflammt. Ein leichter Nebel verhüllte Alcatraz und das noch kreisende Feuer, daß es düstlich und ahnungsvoll träumte, wie ein Gemälde Turners. Hinter den schweren Wolkenbänken quoll der scharf umrissene luhende Feuerball hervor und warf seinen Rot-schimmer über die leichten Wellungen des grünspanfarbenen Wassers der Bai. — Und in ein paar Sekunden verblaßte all der Zauber in einem trüben, grauen Morgen, der Regengüsse über San Franzisko schauerte.

Endlich kam der Arzt an Bord. Unser Kapitän trat zu mir heran und sagte traurig gekümmert: „Bad news for you, folks, Italy is in war!“ („Schlechte Nachricht für Sie, Leute, Italien hat den Krieg erklärt.“) Mehr hatte der Doktor auch nicht erzählt. Ich war sofort von kondolierenden Mitreisenden umringt, die daß erstaunt waren, daß ich nicht daran glaubte. Keinesfalls an Krieg Italiens gegen uns oder Oesterreich, Albanien, Griechenland, ja! Etwa im schlimmsten Fall auch Türkei.

Der Beamte der Emigration-Station konnte sich gar nicht damit zufrieden geben, daß ich unseren, in Honolulu geborenen Jungen nicht als Bürger der Vereinigten

Staaten „claime“, da er im deutschen Konsulat als deutscher Staatsangehöriger eingetragen sei. Der gute Mann muß mich für verrückt gehalten haben, daß ich „in diesen gefährlichen Zeiten“ nicht den Schutz der „neutralen“ U. S. A. für den dazu berechtigten Jungen beanspruchte, etwa, um ihn vor dem „deutschen Militarismus“ zu retten.

Während der Dampfer wieder in Fahrt ging, untersuchte der Beamte des Board of Agriculture das gesamte Gepäck, ob nicht Obst irgendwelcher Art, das fruitfly verdächtig ist, eingeschmuggelt wurde. Und die Agenten der verschiedenen Eisenbahnen suchten und fanden ihre Opfer.

Aber ganz ungerupft sollte ich doch nicht landen. Wollte sich der Schiffsdoktor an mir rächen? Er stellte einen Reporter des „Call“ vor, der sofort ein richtiggehendes „Interview“ beginnen wollte. Ueber meine Personalien war er bereits so genau unterrichtet, daß er einfach vorlas, in atembeklemmender Eile, ob ich etwas zu korrigieren habe. Dann teilte er mir mit, ich hätte solch einen großartigen send-off in Honolulu gehabt. Jede Kleinigkeit war schon notiert. Gefragt wurde ich erst jetzt, was ich über den Krieg dachte. Wann er zu Ende sei? Ausgang? Ob der Kaiser krank sei? Ob sein Tod das Ende des Krieges herbeiführen oder gar den Bestand des Deutschen Reiches gefährden würde? Wann die deutsche Flotte die englische angreifen würde? Und in diesem Stile gings weiter! Da der Mann alle diese, selbstverständlich aus dem Handgelenk zu beantwortenden Fragen ausgerechnet an einen Pfarrer, der 2½ Jahre von Deutschland weg ist, richtete, bekam er auch die gehörigen Antworten. „Darüber müssen Sie sich da . . . und da . . . erkundigen.“ Ob aber die Ihnen antworten werden?! Den aufgelegtesten Unsinn der Fragen habe ich sofort energisch eingerenkt, so daß ich bald „erlöst“ wurde. Eine photographische Kamera zielte dann auch noch auf mich. Aber was für ein Hackbraten oder italienischer Salat dann in der Redaktion aus diesem Interview bereitet wurde, ist mir unbekannt.

Wir trugen unser Handgepäck selbst, kämpften uns durch die Mauer auf Beute wartender Kutscher, Chauffeure und Gepäckträger hindurch und versuchten unser altbewährtes Hotel Terminal, drei Block entfernt, zu erreichen. Aber die Friscoer Kutscher hatten etwas aus dem Kriege gelernt und hinter der ersten eine zweite Schanzengrube errichtet. Erst nach einem lebhaften Rededuell mit einem Autoführer, der ganz wütend wurde, als wir uns nicht einmal ganz umsonst ins Hotel fahren lassen wollten, konnten wir unsere Straße ziehen, vielmehr durch den Morast waten. Der gute Mann konnte es gar nicht verstehen, daß wir uns wieder warm und beweglich laufen wollten, nachdem die 7 Tage auf dem Schiff und der Klimawechsel uns steif und zu Eiszapfen gemacht hatten. — Es gibt aber seltsame Käuze, die lieber zu Fuß Gepäck schleppen, anstatt umsonst Auto zu fahren! —

Die erste Tat war: Wintermäntel zu kaufen, die in Honolulu nicht zu haben waren. In Passangelegenheiten suchte ich das deutsche Konsulat auf, und ich möchte nicht unterlassen, hier mitzuteilen, daß ich von sämtlichen Herren mit einer liebenswürdigen Freundlichkeit und fast väterlichen Hilfsbereitschaft beraten wurde, die einem im innersten Herzen wohl tut, wenn man andere Erfahrungen mit deutschen Konsuln gemacht hat. Dieses Konsulat in San Francisco weiß anscheinend, daß seine Aufgabe ist: Hilfe zu geben, nicht Gnade zu spenden!

In strömendem Regen lief ich den ganzen Nachmittag von Pontius zu Pilatus, um die Fahrkarten zusammenzustellen, genaue Reiseroute zu ermitteln, Gepäck zu besorgen usw. Der Agent meiner Eisenbahn besorgte mir sogar Buchung auf einen italienischen Dampfer von New-York nach Genua. Umso besser! So habe ich in New-York keine Mühe und Gänge mehr vor mir! Es ist nicht ganz leicht für mich, von einer Dampfergesellschaft als Fahrgast angenommen zu werden, da die meisten von der Regierung ihres Landes oder ihrer Direktion Auftrag haben, keine Reichsdeutschen und Oesterreicher anzunehmen. Vor-sichtshalber schloß ich schriftlich mit dem Agenten, der den

schönen Namen Fugazi trug, einen Vertrag ab: Sollte die Gesellschaft in New-York mich doch ablehnen, so erhalte ich ohne jeden Abzug die ganze einbezahlte Summe zurück.

Als wir in der Cafeteria in Marketstreet uns deutsch darüber unterhielten, was man wohl zu Abend essen könne, sprechen uns, eines nach dem anderen, die Inhaber und Leiter und Angestellten — deutsch an! Ja, wir sind ja lauter Oesterreicher und Deutsche hier im Geschäft! — Es war uns sofort wie ein Stückchen Heimatboden in der rasenden, tosenden Hölle dieser amerikanischen Großstadt. Und welcher Deutsche fühlte sich heute nicht auch in Oesterreich „daheim“? (Fortsetzung folgt.)



„Ev. Hochwohlgeboren!“

Ein Brief an deutsche Briefschreiber von Leutnant d. R.
F. Schröghamer-Heimdahl.

Ev. Hochwohlgeboren!

Aus der Ueberschrift werden Ev. Hochwohlgeboren schwer erraten, daß ich einen Brief an Sie richten will. Und zwar einen Brief über den Brief. Nun muß ich Ihnen gleich gestehen, daß es mir schwer fiel, Sie als „Hochwohlgeboren“ zu betiteln. Ich habe ein wenig über das Wort nachgedacht und gefunden, daß es als Briefüberschrift wenig geeignet ist. Wie männiglich bekannt, sind wir nicht „wohl“, sondern schmerzgeboren. Wie aber jemand „Hochwohlgeboren“ sein könnte, will mir schon gar nicht einleuchten. Wie ich Sie kenne, sind Sie ebenfalls ein Feind jeden Unsinn; da Ihnen auch an aufrichtigen Beziehungen zu Ihren Mitmenschen gelegen ist, besonders zu denen, von welchen Sie Briefe erhalten, erlaube ich mir den Vorschlag zu machen, das „Hochwohlgeboren“ aus unserer Korrespondenz gegenseitig und für ewige Zeiten fortzulassen und uns nur die Titel zu geben, die wir haben und verdienen.

Wie ich eben sehe, ist mir ein unliebsames Fremdwort untergelaufen — „Korrespondenz“. Ich meine damit unser Briefwechsel oder Schriftverkehr. Nachdem uns die Muttersprache für die gleiche Sache zwei Worte zur Verfügung stellt, haben wir gar keinen Grund, uns weiterhin des Ausdrucks zu bedienen, der von einem uns immerdar feindseligen Volk stammt. Daß wir in den Augen dieser Nation nur die Barbaren und „hoches“ sind, erwähne ich nebenbei.

Vielleicht haben Sie die Güte, sich auch mit Ihrem Korrespondenten ins Benehmen zu setzen, ob ihm die Bezeichnung Schriftmeister nicht lieber ist als das französische Wort. Es klingt ja etwas ungewöhnlich wie alles Neue; befremdlicher aber muß es uns erscheinen, wie wir statt des deutschen Wortes von Anfang an ein Fremdwort wählten. Ebenso ist es mit Ihrem Privatsekretär. Da er, soviel ich weiß, ein hochgebildeter Mann ist und alles Undeutsche von sich weist, bin ich sicher, daß er viel lieber als Geheimschreiber denn als Privatsekretär in Ihren Diensten steht. Das Wort brüht ähnlich auch das Vertrauen aus, das Sie in seine Bewährung setzen, ähnlich wie das Wort Geheimrat, ein Titel, dessen sich niemand zu schämen braucht.

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich jedesmal in Verlegenheit kam, wenn ich die Worte „Komptoir“ oder „Bureau“ ausprechen mußte. Wie froh bin ich, daß ich jetzt endlich „Geschäftszimmer“ und „Schreibstube“ sagen darf. Leider ist die Wohnheit ein eisernes Band und so kommt es, daß diese beiden Fremdwörter noch nicht überall ausgemerzt sind. Darf ich Sie bitten, in Ihrem Bekanntenkreise für die Einbürgerung der deutschen Bezeichnungen zu wirken? Nicht „im Interesse“, sondern zur Förderung der guten Sache.

Heute erhielt ich einen Brief aus Oesterreich. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich die Adresse — entschuldigen Sie! — die Aufschrift wollte ich sagen — schon gefreut hat. Die Aufschrift lautete nämlich nicht „Er. Hochwohlgeboren Herrn“, sondern „An den ehrenfesten Herrn“. Herrgott, das war einmal deutsche Ehrenfest! Mir war, als hörte ich Walther von der Vogelweide oder Götts von Verlichingen oder Wagner. Ehrenfest! Das ist eine Anerkennung, die auch schon eine Verpflichtung in sich schließt: in Ehren fest zu bleiben. Ich kann nicht umhin, meinen Briefen künftig die gleiche Anschrift zu geben, und so erlaube ich mir, sie zum erstenmal bei Ihnen in Anwendung zu bringen. Ich brauche nicht zu versichern, daß ich damit etwas schmeicheln will. Das Wort ist gemeint, wie es steht!

Im vorstehenden habe ich mich bei der Form länger aufgehalten als ich wollte. Aber mir scheint, die Form ist der unvermeidliche Ausdruck des Wesens oder Inhalts, und beide

schören zusammen wie Leib und Seele. Die undeutsche, übertriebene Form, das widersinnige Modelkleid des Briefes verleiht sehr häufig dazu, auch den Inhalt zu übertreiben und dem Empfänger gegenüber zu heucheln und zu schmeicheln. Das kommt auch daher, weil wir zu viele Gelegenheitsbriefe schreiben, „offizielle“ Briefe zu Geburts- und Namenstagen, Verlobungen, Jubiläen, Auszeichnungen usw., von der täglichen Flut von Geschäftsbriefen, die alle über einen Haufen geschlagen sind, gar nicht zu reden. Weniger wäre hier mehr.

Wenn der Brief wieder das werden soll, was er zu der Zeit war, „als der Großvater die Großmutter nahm“, ein Stück Seele, das man für spätere Zeiten aufbewahrt, nicht ein Stück Papier, das nach wenigen Tagen vom „Präsentierteller“ auf dem „Salontisch“ in den Papierkorb wandert, dann müssen wir unsere Briefe wieder mit dem Herzen schreiben, nicht, wie so häufig, nur mit der Hand, um einer lästigen Verpflichtung nachzukommen.

Der Gelegenheit hat, Brief zu vergleichen, die heute und vor hundert Jahren geschrieben wurden, dem fällt sofort ein starker Unterschied auf: Der Brief aus Väterzeiten ist in der Regel ein Muster von Sorgfalt und Formschönheit, dem man die Ruhe ansieht, in der er geschrieben wurde. Man hatte damals, wie zu soviel anderem, auch Zeit zum Briefschreiben, und wenn man sie nicht hatte, dann nahm man sie. „In Eile“ ist nur eine Ausrede. Denn Briefe soll man nur in Ruhe schreiben — oder gar nicht. Das macht die alten Briefe so schön, weil man es ihnen förmlich ansieht, daß sie für den Empfänger eine Ehrung und zugleich eine Freude sein sollten. Es fehlt ihnen, was so vielen Gegenwartsbriefen anhaftet, das nervöse Wesen, die Unrast der Zeit, die sich in allen Lebensäußerungen kundgibt. Der Brief war den Alten eine höhere Form des Seelenverkehrs; darum muten uns ihre Briefe auch an wie Kunstwerke: aus dem Alltäglichen erhabene Natürlichkeit. Die sorgfältige Form, die schöne „wie geschriebene“ Schrift, den erlesenen Inhalt voll Gemüt und Seele, das man bei modernen Briefen vergebens. Es ist aber ein Beweis dafür, wie innig Form und Inhalt verwachsen sein müssen, um die überzeugende Wirkung und Wärme zu bewirken, die man von einem Briefe verlangt. Die unwahren Superlative und Uebertreibungen des modernen Briefstils vermögen aber eine derartige Wirkung nicht zu erzielen.

Der Brief ist eine Aeußerung der Persönlichkeit, ebenso wie das Wort. Worte verwehen, Briefe bleiben. Ein Brief ist eine dauernde Befundung eines Menschen. Aus seiner Form geht aus seinem Inhalt, aus Handschrift und Darstellung gerad man ein bleibendes Bild des Schreibers. Hier liegt schon eine Versuchung und Gefahr: sich besser zu geben, als man ist, und mehr zu scheinen, als man kann. Für den unehrlichen Menschen kommt diese Versuchung nicht in Frage. Denn das ist ja Zweck: in allen unseren Lebensäußerungen das Unwahre, Heuchlerische und Uebertriebene zu vermeiden. In diesen Aeußerungen der Persönlichkeit bildet der Brief einen wesentlichen Bestandteil. Hier gilt die Forderung umso mehr, als Briefe ein dauerndes Denkmal unseres Wesens sind, das jeder als gut und wahr haben will, wenn vom Leben nur noch mehr lose Blätter geblieben sind, die Briefe mit dem Stempel unserer Persönlichkeit.

Briefe, die keine Pietät erwecken, sollten nicht geschrieben werden. Das ist das Merkmal des echten Briefes: daß er auch nach späteren Jahren, wenn sein Inhalt längst veraltet ist, noch Kraft hat, uns zu erwärmen und zu fesseln. Das vermag nur ein wahrhaftiger, von allen Hohlkornen freier Brief, in dem der Schreiber wirklich ein Stück seines Herzens ausgesprochen hat. Das reine, hohe Menschentum, der treue deutsche Geist, der in einem Briefe ungewollt zum Ausdruck kommt, das Gemütvolle und Seelische seines Inhalts sind bleibende Schmuckstücke seines Wertes.

Der Krieg, der in unseren täglichen Dingen bereits so viele und nachhaltige Wandlungen zum Einfachen, Guten und Besseren bewirkt hat, wird sicherlich auch seinen Beitrag leisten, uns in dem beschriebenen Punkte, der eine so große Rolle in unserem täglichen Leben spielt, des Besseren zu befähigen.

In der Hoffnung auf einen baldigen Frieden, der uns neue Wege geben wird, all die guten Vorläufe der Kriegszeit zu überwinden, verbleibe ich mit deutschem Grusse

der Briefschreiber.

Nachschrift: Das „ergebnis“ und die „vorzügliche Hochachtung“ zum Schlusse meines Schreibens glaube ich mir für die Zukunft schenken zu dürfen, nachdem ich meine Hochachtung Ihrer Persönlichkeit bereits mit „ehrenfest“ zum Ausdruck brachte. D. D.

Die Schwester.

Erzählung von Fritz Leisler.

„Ich denke, Sie sind nun unterrichtet, Schwester Hildegard: Nummer 27, 29 und 42 alle Stunden messen und mir sofort Mitteilung von den geringsten Temperaturerhöhungen machen, auch auf das Herz achten — Sie wissen schon. Aber am meisten Ihrer Fürsorge empfehlen möchte ich Ihnen doch den armen Kerl da in Nr. 78. Er verdient es wahrhaftig. Hat ein bißchen viel auf einmal abgekriegt: Beinschuß, Brustschuß und die Augen! Ein paar liebe Worte und ein wenig Trost — nun, das wissen Sie ja besser, als ich!“

„Ich habe den Mann noch nicht gesehen, Herr Doktor, aber wie Sie seine Verwundungen schildern. . . Ich will ihn unter meine besonderen Schützlinge aufnehmen.“

Der Oberarzt reichte der Schwester die Hand. „Das heißt schon viel bei Ihnen, Schwester Hildegard. Sie sind wie eine Fee, die Wärme und Liebe verschenkt. Auch das verzagteste Herz muß in Ihrer Sonne wieder aufblühen. Wie viel Glück müssen Sie doch im Leben empfangen haben, um so viel Glück spenden zu können!“

Ein wehes Lächeln zuckte um den Mund der Schwester. „Könnte es nicht das Leid in meinem Leben gewesen sein, das mir die Kraft gibt, andere ein wenig glücklich zu machen? Wer immer nur auf der Sonnenseite steht, weiß die Wohltat der Sonne schließlich gar nicht mehr zu schätzen.“

„Wie nett Sie philosophieren können, Schwester Hildegard! Aber ich glaube, Sie haben recht. Sehen Sie, ich bin auch so ein Unglücks Mensch: ich bin mein Leben lang auf der Schattenseite gegangen, so daß ich fast nicht mehr an die Sonne glauben kann.“

Es hatte so bitter geklungen, daß die Schwester rasch auffah.

„Das müssen Sie nicht sagen, Herr Doktor, für jeden Menschen kommt einmal die Stunde des Glücks.“

Der junge Arzt straffte sich, ein frohes Leuchten stand in seinen Augen.

„Wirklich, Schwester Hildegard, ich bin nahe daran, auch das zu glauben. Die Stunde meines Glücks steht vor der Tür, ganz gewiß, sie hat schon die Klinke in der Hand. Schwester Hildegard, wollen Sie ihr nicht ein wenig helfen, die Tür zu öffnen?“

Verlegen senkte die Schwester den Blick. Eine Blutwelle schlug ihr in die Wangen. Langsam wandte sie sich um, das Zimmer zu verlassen.

Der Arzt kam rasch auf sie zu. „Nicht so, Schwester Hildegard. Ich wollte sie nicht kränken, wahrhaftig nicht. Sie müssen doch längst geahnt haben, daß ich Sie liebe! Sie müssen gefühlt haben, daß fast vom ersten Tage an, wo wir zusammen arbeiten, außer meinen Kranken nur Sie meine ganze Seele erfüllen! Wollen wir unser Leben nicht zusammen leben, wollen Sie mich nicht an das Glück glauben lehren?“

Sie überließ ihm ihre Hand, die er leidenschaftlich küßte, ohne zu merken, daß sie kalt wie der Tod war.

„Sie hätten das nicht sagen sollen, Herr Doktor! Sie hätten unser zufriedenes Nebeneinander nicht so zerstören sollen. Ich kann Ihnen die Antwort, die Sie wünschen, nicht geben. Heute noch nicht. . .“

Augenblicklich ließ er sie los. Seine Stimme klang heiser, als er rief: „Schwester Hildegard, lieben Sie einen anderen?“

„Nein, Herr Doktor!“ erwiderte sie hastig, „das nicht. Ich habe einmal geliebt, das ward der große Schmerz meines Lebens. Jetzt ist alles tot in mir. . .“

„So darf ich wenigstens hoffen, das Leben, das Glück wieder in Ihnen zu wecken?“

„Ich weiß es nicht. . .“

Als der Arzt wieder auffah, war er allein in seinem Zimmer.

Schwester Hildegard ging äußerlich ruhig, aber im Inneren aufgewühlt bis in die Tiefen ihres Herzens, in den Krankensälen von Bett zu Bett. Für jeden der Ver-

wundeten hatte sie ein gutes Wort, für die älteren Leute einen Scherz, für die jungen, die noch nicht lange von der Mutter fort waren, eine Liebesong. Und überall, wohin sie kam, hellten sich die Mienen auf, kam ein freudiger Schein in die Augen der Männer. Die Alten und die Jungen nannten Schwester Hildegard „unseren guten Engel“.

Dann kam das Zimmer, wo die zuletzt eingelieferten Verwundeten lagen. „Nummer 78“, dachte die Schwester, und ihre Augen suchten die Lagerstatt dieses Mannes. Sie befand sich am äußersten Ende der Reihe.

Schwester Hildegard strich dem bleichen Kranken leise über das volle schwarze Haar, das ihm tief über die Stirn fiel. Eine Erinnerung flog durch ihre Seele, als sie dieses Haar berührte. . .

Einmal — da hatte ein Mann vor ihr auf den Knien gelegen mit heißer Stirn und mit brennenden Lippen, deren Blut sie mit ihrem eigenen Munde gekühlt hatte! Und er hatte sein Haupt in ihren Schoß gedrückt und ihre Hände hatten sein Haar gewühlt. Wie fest hatte sie diese Stunde des Glücks halten wollen, und wie war dann alles in Nichts zerronnen! Nur einen kurzen Sommer lang war es ihr eigen gewesen, dann war er von ihr gegangen, ohne Abschied, ohne Wiedersehen. . .

Schwester Hildegards Hand ruhte auf der Stirn des Kranken, der regungslos lag. Die breite schwarze Binde über seinen Augen ließ seine Gesichtszüge nicht erkennen. Man sah um die bleichen Wangen den herben, fest zusammengepreßten Mund und das energische vorgebogene Kinn.

Schwester Hildegard erschrak ein wenig, als ihr Blick auf dieses Kinn fiel: gab es eine Wiederholung jenes Gesichtes, das ihr Tag und Nacht noch vor der Seele stand?

Am liebsten hätte sie dem Kranken die Binde von den Augen gerissen, um Gewißheit zu haben. Nur die Gewißheit, ob es der andere war, unter dessen Antreue sie so schwer litt. Ihr Herz hätte daran gesunden können, und ein neues Glück hätte ihr entgegengeblüht. Und sie dachte an die Antwort, die sie dann dem Arzte, dessen Neigung zu ihr sie seit langem schon ahnte, geben wollte. . .

Plötzlich fiel es ihr ein, daß sie ja nur die Personalien des Schwerverwundeten zu kennen brauchte, um Gewißheit zu haben. Da nahm sie das kleine weiße Täfelchen, das neben dem Bett hing. . .

Und hatte Gewißheit. . .

Wie sie in ihr Zimmer gekommen war, wußte Schwester Hildegard nicht. Sie war durch die Säle gewandt wie eine Schwerkranke. Ein ungeheurer Druck lastete auf ihrem Kopf und machte sie unfähig, zu hören und zu denken.

Wovon sie all diese Jahre gebangt hatte, das war nun Wirklichkeit geworden: Aug in Aug stand sie dem gegenüber, an dem ihr Herz krank geworden war, trotzdem er ihr das tiefste Leid des Lebens, das Verlassensein und Verschmähtheit, zugefügt hatte. Aber nein — nicht Aug in Aug! Er sah sie nicht, er wußte nicht, wer sie sei.

War das eine Hoffnung, gab es hier eine Möglichkeit, vor sich selbst zu fliehen? Führte von hier aus ein Weg in die Arme des anderen?

Tagelang quälte sich die Schwester mit diesen Fragen, aber nie und nirgends fand sie eine Antwort darauf.

Unermüdetlich war sie in der Pflege der Verwundeten, verdoppelt war ihre Fürsorge für ihre besonderen Schützlinge, jedoch an dem Bett des einen, den man ihr noch dazu ganz besonders anvertraut hatte, ging sie stets mit einer wachen Furcht vorbei und nie verweilte sie dort länger, als es eben ihre Pflicht war.

„Schwester Hildegard“, mahnte der Oberarzt, „Sie werden krank! Schonen Sie sich! Denken Sie auch einmal an sich selbst! Das Glück, für andere zu leben und zu sorgen, darf uns nicht hart machen gegen uns selbst. Wissen Sie, daß Sie kein Recht haben, sich aufzugeben? Nicht, solange Sie mir die Antwort schuldig sind, die Sie mir zu geben versprochen.“

„Die Antwort . . . die Antwort . . . Ich weiß sie noch nicht, Herr Doktor!“ stammelte die Schwester.

Dann kam der Tag, an dem dem Kranken in Nr. 78 zum erstenmal die Binde von den Augen genommen werden sollte. Es war ein Wagnis, und auch das würde eine Gewißheit werden. . .

Schwester Hildegard stand neben dem Bett, als der Arzt den Verband löste. Sie brauchte ihre ganze Kraft, um stark zu bleiben.

„Warten Sie noch einen Augenblick, Herr Doktor“, bat der Kranke, „ich habe eine Angst in mir, daß ich . . . daß ich . . .“

Er sprach seine Befürchtung nicht aus, aber alle wußten, was er meinte.

Vorsichtig löste der Arzt die Binde.

Jetzt . . . jetzt . . .

„Ich sehe nichts!“ schrie der Mann. Eine ganze Weile ging in diesem Schrei unter.

Da brach Schwester Hildegard zusammen: „Gerhard! Gerhard!“ Und ihre Arme umschlangen den Kranken.

Und es ging wie himmlisches Leuchten über die Züge des Mannes, ein seliges Erkennen, ein namenloses Geborgensein.

„Hildegard!“

Nun wußte die Schwester die Antwort, die sie dem anderen geben wollte. Die Stunde des Glückes hatte für sie erfüllt.



Das Cello.

Erzählung von Franz Reinhold Jenz.

Seltzam, die Sonne lagerte mit breitem Schrägstrich im Zimmer, die Luft war mild und trocken, aber das Cello wollte nicht ansprechen. Es widersehte sich jeder reinen Tonbildung, nahm die Technik des Striches nicht an und resonierte nur mit widerwilliger Dumpsheit.

Erwin Kromer ließ verzweifelt der Bogen sinken und durchfurchte mit der Linken sein gelichtetes Haar. Was war das nur mit seinem Instrumente. Er mußte doch stundenlang üben, denn am Abend beim Wohltätigkeitskonzerte war sein Auftreten der Mittelpunkt der Veranstaltung. Der Krieg hatte ihn ja wieder zu Ehren kommen lassen, da die jüngeren Kräfte, die ihn mit ihrem jugendlichen Feuer bei Seite geschoben, zumeist im Felde standen. Da hatte er sich aufgeopfert, der alte Kromer bei jedem Konzerte, und die Kritik fand wieder Lobesworte für ihn, rühmte seine ausgeglichene Technik, seine wundervoll beherrschten Strich und die kristallene Klarheit seiner schwieriger Passagen.

Nur über eines schwieg sie sich aus, — über die Seeleung seines Spieles.

Erwin Kromer wußte es zu gut, daß die Kristallklarheit seiner Töne in kalter Pracht daherrauschte, wie ein Gebirgsbach. „Er baut strenggegliederte kunstreiche Domkirchen, in denen die Seele friert.“ Auf diese Formel hatte man früher sein Spiel gebracht.

Erwin Kromer wußte das, und es hatte ihn sein Leben lang geschmerzt, daß seine alles überwindende Technik nicht die Brücke schlagen konnte zwischen Empfindung und Wiedergabe, und sehr spät erst hatte er eingesehen, jenes, was er bei sich für Empfindung gehalten, nichts anderes war als eine sichere Auffassungsgabe.

Aber da war ein anderer, dessen Seele jauchzte und wehklagte aus jedem Bogenstrich, als vibriere die Seele statt des Instrumentes. Und dieser andere war Egon, sein Sohn. Ihn hatte er auferzogen in dem festen Bewußtsein, in ihm seine eigene künstlerische Erfüllung zu finden. Ihn so spielend leicht begriff, hatte er die schwierigsten Geheimnisse seiner Technik anvertraut, damit er darob stehend, seine wilde, trotzig schönheitsdürstige Seele ungehemmt verströmen könne. Und er tat das, der Junge spielte, wie jene sagenhaften Künstler, die der Menschheit Seelen in ihren Bann zwangen mit ihrem Spiel und Lachen und Tränen schenkten.

Erwin Kromer, der Vater, starrte ins Weite. Ja, in diesem Jahre wollte er seinen Sohn zum ersten Male hinausstreiten lassen vor die Menge. An seinem 20. Geburtstag sollte es sein und der war heute. Solange hatte ihn zurückgehalten, um in den Segen des stillen Reisens den verwirrenden Einfluß des Erfolges nicht zu früh hindurchbrechen zu lassen.

Heute, am Tage seines 20. Geburtstages, lag sein Sohn vor Arras, schlug sich mit den Engländern und zögerte, wenn die ihm Zeit dazu ließen, ganz seltsame Kompositionen, die so schlachtenfern und erdentrübt klangen, daß Erwin Kromer, der Vater, sich nicht darin zu finden konnte. Wo er nur diese schöpferische Kraft erhaschen mochte, der Junge. Sein letztes Lebenszeichen war eine derartige Komposition. Rhythmen so fremdartig, Tonverbindungen von einer so hinreißenden Kühnheit, daß der Vater sie in sich hören, aber in dem ihnen eigenen Geiste nicht wiedergeben konnte.

Wie war doch das großzügige Motiv der letzten Komposition?

Erwin Kromer versuchte es, tat ein paar Striche — und hielt er wieder ein. Auf seinem Instrumente blieb es blank und nahm keine Farbe an.

Auf einmal stutzte er. Ja, das Cello seines Sohnes, das mußte den richtigen Klang haben. Egon hatte es langsam eingeschlagen und verpaßt, bevor er ging. Er hatte ja sein Instrument, als sei es ein Teil seines eigenen. Niemand hatte es angerührt, seit er gegangen.

Nun öffnete Erwin Kromer voll zärtlicher Behutsamkeit den Kasten, schälte es aus den Tüchern hervor — und wurde plötzlich von einem feinen Schauer durchrieselt, daß ein Herzschoß lang die Augen schloß und nicht zu öffnen wagte.

Die Saiten waren gesprungen. Traurig klirrten die Saiten gegen das Holz und weckten einen leisen bangen Schmerz.

Als Erwin Kromer die Augen wieder aufschlug, lag wie ein Schatten im Zimmer. Oder täuschte er sich, der Schatten in seiner Seele?

Dann aber strich er sich gewaltsam über die Stirn. „Nimm“, murmelte er, „bald ein Jahr lang steht das Instrument schon da. Ein Wunder wär's, wenn die Saiten gesprungen wären. Ich werde neue aufspannen.“

Das tat er nun auch; aber als er spielen wollte, bekam ihn wieder ein so unbestimmtes Wehgefühl, daß er es, zu seinem eigenen Instrumente zurückkehrte und mit mühsamer Selbstbeherrschung zu üben begann.

Am Abend aber — selbst wußte er nicht warum — er sein eigenes Instrument wieder zurück und nahm das Cello seines Sohnes mit zum Konzertsaal.

Bei seinem Eintritt in den Konzertsaal stürmisch beiseite, nahm Erwin Kromer mit der ruhigen Sicherheit des Künstlers Platz, an dessen Erfolge nicht zu zweifeln ist. Als er aber den Bogen ansetzte und der erste Ton klang, überfiel ihn ein Zittern. Was war das für ein wilder, aufgeregter Klang! So hatte er ihn bisher von seinem Sohne gehört, aber selbst nicht zu entlocken vermocht. Lag das nur am Instrumente?

Aber nein, von seiner Seele hatte etwas Fremdes genommen, sein Wille unterstand dem Einfluß eines anderen, seine Hand wurde geführt!

In diesem Augenblicke durchfuhr Erwin Kromer eine seltsame Gewissheit. Das Hoffen seiner Seele brannte zu. Ein Schwindel machte ihn schwach. Die bleichen Gesichter der Zuhörer tanzten einen Wirbelreigen im ganzen Saal. Die Erde wich unter ihm in endlose Abgründe.

Und dennoch blieb der Klang des Instrumentes. In diesem verwirrenden Taumel seiner Sinne wurde ihm bewußt: Die kraftlos gewordene Hand hatte die Melodie nicht losgelassen, nein blutete sie hinaus mit einer sieghaften Hingabe an ihre Schönheit. Erwin Kromer spielte nicht mehr, er lebte, seine Hand riß die Saiten an, aber das Fremde, das völlig in ihm, daß er nur mehr der ausübende Mechanismus eines übermächtigen Willens war.

Kein Blutstropfen war mehr in dem Antlitz des Mannes, der da spielte. Mit halbgeschlossenen Augen, den Mund ein wenig geöffnet, hing er in dem Instrumente seines Sohnes. Aber Blut war in den Tönen, die aufquollen wie zarte Frühlingsblumen, oder langsam sich auflösten wie die Kelchblätter überreife gewordenen Mohnes.

Ein Allegro war verklungen, ein tiefwühlendes Andante war ihm gefolgt und ein Scherzo voll lächelnder Wehmüt.

Die Sonate war zu Ende.

Ein tiefes Atemholen ging durch die Zuhörer. Ein Bann fiel von ihnen ab. Die Gewalt einer Seele hatte zu ihnen gesprochen und sie bis ins Innerste erschütterte. Niemand wagte die gespenstische Stille, die nun folgte, durch Beifall zu zerreißen.

Erwin Kromer blickte mit leeren Augen in den Saal. Seine Sinne lebten nur mehr nach Innen.

Und da hub das Cello wieder an zu klingen, stieg eine herbe Tonfolge auf, wand sich durch schmerzliche Uebergänge zu freier, harmonischer Entfaltung und ließ eine kraftvoll gezeichnete Melodie erscheinen, wie das letzte Bekenntnis einer erdbefreiten Seele.

Erwin Kromer schauerte abermals zusammen. Dies war das letzte Werk seines Sohnes, das Werk, dessen Seele er nicht auszuschöpfen vermocht, weil ihm die Kraft dazu gebrach.

Wer spielte das? Die Zuhörer sahen wieder den bleichen Mann mit dem gelichteten Haar.

Aber Erwin Kromer wußte, daß er selbst nicht da saß und spielte. Erwin Kromer lehnte, dem Umsinken nahe, am Dirigentenpulte und der da spielte — das war Egon, sein Sohn, ein schattenblauer feldgrauer Jüngling, dem ein dünnes Bächlein Blut über den Wassenrock lief.

Der da spielte, war ein Sterbender, der sein Herzblut an ein Werk verströmte, an das er seine Seele verschenkt hatte.

In unerhörter Wucht bäumten sich die Rhythmen, kämpften gegeneinander an, wie entfesselte Urtriebe einer Menschenbrust, rangen miteinander und peitschten sich gegenseitig auf. Das Leben mit seinen fanfarenen Kämpfen gegen die eiserne Starre der Vernichtung. Aber die Fanfaren wurden müde und der Hauch des Todes wehte stärker und unabwendbarer, bis er den letzten Schrei des Lebens mit einer grellen Dissonanz niederschlug.

Dann aber erstand das Motiv des Lebens von neuem, nur unendlich klarer, befreit von jeder Schlackenhaftigkeit. Wehmütig zuerst und verzagt erhob es sich zur beginnenden Verklärung. Steigerte sich hinauf zu selbigen lächelnder Klarheit, um ganz zuletzt wie ein ätherischer Hauch sich völlig der irdischen Schwere zu entziehen.

Erwin Kromer hatte kein Auge von seinem Sohne verwandt. Er sah das rieselnde Bächlein Blut auf seinem Wassenrocke spärlicher fließen — sah, wie die Gestalt zusammensank — sich verflüchtigen wollte.

„Egon!“ schrie er in den Saal und breitete die Hände nach ihm aus.

Da schlug das Cello zu Boden und brach in Stücke.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Mehr Häuslichkeit. „Der Armenpfleger“, Organ der schweizerischen Armenpflege, schreibt: „Alle sozialen Erregenschaften, Forderungen, Beschlüsse usw. von denen so viel die Rede ist, stehen in der Luft, wenn hinter den dafür kämpfenden nicht die Wirklichkeit einer sittlichen und wirtschaftlich entwicklungsfähigen Häuslichkeit sich befindet. Was nützen schließlich die Lohnbewegungen, Feuerdemonstrationen, wenn die Frau statt im Hause, auf der Straße und am Gartenhag steht? Was helfen die schönen Bahntage, wenn die Hausfrau nichts vom Aushalten und Haushalten versteht? Was fruchtet die sittliche und wirtschaftliche Gesamtbildung der Arbeiterschaft, wenn die häusliche Zusammengehörigkeit,

das Hineinander- und Miteinanderschaffen dort ein Ding der Unmöglichkeit ist? Ich sage wohl nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß sogar bei den Ursachen der Trunksucht die Unfähigkeiten der Frauen eine unheimlich merkbare Rolle spielen, insofern, als die Frau nie kochen gelernt, nie einteilen, nie Ordnung gelernt hat. Man wird des Eindruckes nicht los, daß es unzähligen Fräuleins und Frauen an der hauswirtschaftlichen Ausrüstung fehlt und daß in dieser Richtung für den Staat Aufgaben erwachsen, die er in seinem ureigensten Interesse nicht auf die Dauer wird liegen lassen dürfen. Je mehr die Industrialisierung unseres Landes fortschreitet, um so dringlicher wird jene Aufgabe."

Das Lied vom Gottvertrauen. Als ich ins Quartier zurückkehren wollte — so erzählt ein Feldgeistlicher in der „Göppinger Zeitung“ (236) — da mußte ich aufhören. Was war denn das? Wie Orgelflang und Piederfang tönte es von der Kirche herüber. Schnell trete ich ein. Da stehen die Landwehrleute im französischen Dorfkirchlein und singen nach Herzenslust. Am Harmonium sitzt ein Unteroffizier. Soeben stimmt er eine neue Weise an. „Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf ihn allezeit, den wird er wunderbar erhalten in aller Not und Traurigkeit“, so klingt es aus den Herzen der Krieger, die Not und Tod geschaut, und zuversichtlich tönt es weiter aus starker Männerbrust: „Wer Gott, dem Allerböchsten traut, der hat auf keinen Sand gebaut.“ So singen wir das Lied vom Gottvertrauen von der ersten bis zur letzten Strophe. . . . Nach der kurzen Ansprache des Feldpredigers beten wir miteinander, dann noch ein Lied. „Darre, meine Seele“ wollen die Soldaten singen. Dann neigen sie alle zum Segen das Haupt. . . . Auf 1/2 Uhr wird der zweite Gottesdienst angesetzt. Aber auch in der Zwischenzeit ertönt ein Lied um's andere. Ein Organist löst den andern ab, und am kräftigsten erklingt das alte Trüblied: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen.“

Zur festgesetzten Stunde füllte sich die Kirche wieder. Ihre Offiziere an der Spitze, treten die Landwehrleute ein. Artilleristen kommen, Artzeie, Offiziere vom Divisionsstabe kommen. Viele stehen vor der Pforte und finden keinen Platz mehr. Ein junger Studiosus der Theologie setzt sich ans Harmonium. Gewaltig braust es durch das Kirchlein: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich.“ Dann lauschen sie alle dem Gotteswort, das von dem Mann im grauen Feldrock schlicht verkündet wird, und mancher wischt in seinem härtigen Antlitz herum. . . . Inzwischen ist es Nacht geworden. Auf der Freitreppe des Hauses steht der edle Mann, unter dessen Befehl in den letzten Wochen viele Tausende gekämpft haben, und, will's Gott, noch weiter kämpfen werden. Er zeigt seinen Offizieren den Sternenhimmel, der in wunderbarer Pracht über dem Tal erstrahlt. Dann spricht er leise, doch so, daß der Pfarrer es hören kann: „Nach End, o Herr, nach Ende mit aller unserer Not.“ Wir haben es schon mit manchem Verwundeten gebetet, und die Gesunden können es auf dem Marsch und fürs Gefecht nicht minder brauchen: „Stärk' unsre Häh' und Hände und laß bis in den Tod uns allezeit deiner Pflege und Treu befohlen sein, so gehen unsre Wege gewiß zum Himmel ein.“

Deutsche Berge.

Die Berge sind den Göttern heilig: — hebe das Haupt und blicke aus der dumpfigen Luft, aus den schweren Nebeln, welche über der Gegenwart hängen, auf zu den drei deutschen Gipfeln, welche alle übrigen überragen, auf zum alten Brocken, auf welchem deutscher Geist dem bildlosen Wotan opferte, auf welchen deutscher Geist den Faust im ewigen Streben nach der Lösung der Rätsel der Menschheit führte: — blicke auf zur Wartburg, wo das alte Geistesrüstzeug, die „gute Wehr und Waffen“ unseres Volkes, neu geschmiedet wurde: — blicke auf zum Koffhäuser, in welchem die große Zukunft der Stunde harret, in welcher die Naben nicht mehr fliegen werden, die Stunde, wo „ein Volk geboren wird.“ — Welch' eine andere Nation kann solche Bergesgipfel aufweisen?

(Wilhelm Rabe: „Nach dem großen Kriege“).

Das Verlies auf Egg im Bannwald.

Der interessanteste Teil von Egg ist der Wartturm (Bergfried). Der ganze untere Teil des Turmes vom Eingang an, ist ein leerer, noch nie von einem Lichtstrahl erhellter Raum. Janas Frhr. v. Armannsberg bot um die Mitte des 18. Jahrhunderts demjenigen einen Dukaten, der sich mit einem Richte da hinabließ. Ein junger Mann wagte es endlich, allein er kam nicht weit, als ihm schon das Licht erlosch und er schnell das Seiden gab, ihn wieder heraufzuziehen. Ein zweiter Versuch hatte dasselbe Schicksal. Ein Dritter kam auf den Boden. Aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er mit dem Richte herumleuchtend fand, daß er nur auf Menschenknochen

und Knochen stand. In einer Ecke saß auf einem hölzernen Stuhle ein Gerippe, das in dem Augenblicke, da er ihm näher trat, zusammenstürzte. Frhr. v. Armannsberg ließ nun die Turmmauer am Boden durchbrechen. 3 Maurer hatten 6 Tage daran zu arbeiten und noch jetzt erkennt man die wieder vermauerte Oeffnung. Die Gebeine wurden herausgenommen; sie füllten einen großen Wagen und wurden im Friedhofe in Berg, wohin Egg damals eingefahrt war, begraben. Die Phantasie weigert sich darüber nachzudenken, wie diese unglücklichen von Kröten und anderm Gewürm umgeben, da verkommen. Noch ist die ganze Einrichtung vorhanden, mittelst welcher die Armen auf einer hölzernen Platte, wie der Fimer in den Biebrunnen, hinabgelassen wurden, um hier an Hunger, Durst und Schrecken, auf den halb vermoderten Leichen anderer, vor ihnen dem gleichen Los Verfallener hinzusterben.



Luftige Ecke.

Der Gouverneur eines Staates der Vereinigten Staaten kam eines Morgens in Begleitung eines Freundes in seine Amtsstube, wo er eine Anzahl Herren im Vorzimmer wartend fand. Er machte einen Augenblick halt und erzählte eine Anekdote, die ein uralter Witz war. Als sie in seinem Privatzimmer waren, sprach sein Freund: „Das war aber ein alter Kaulauer, den du den Kerlen da verliest hast.“ — „Ja, weiß“, lachte der Gouverneur, „aber hast du die bemerkt, die lachten?“ — „Ja, ich habe bemerkt, daß drei oder vier lachten.“ — „Das sind“, sagte der Gouverneur, „diejenigen, die nicht vorgelassen werden. Das sind die Leute, die sich eine Günst erbitten wollen.“

Die Nachenstunde an diesem Tage war hart und strengend gewesen, und jetzt gegen ihren Schluß stand ein vor seinem Lehrer, um das Ergebnis zu hören. „Deine letzte Aufgabe ist falsch“, lautete das Urteil. „Du wirst nach Schluß nachsitzen und sie noch einmal machen.“ — Fris blickte auf die Uhr. „Sagen Sie mir doch, bitte, um wieviel die Lösung verfehrt ist“, sagte er. — „Deine Lösung stimmt um zwei Pfennige nicht.“ — Frisens Hand rutschte in die Tasche, wo er seine größten Schätze aufbewahrte. Rasch trennte er zwei Pfennige von einem Ende Bindgarn, einem Taschentuch, einigen Marmeln und Kreidestücken. „Ich habe es heute eilig“, sprach er. „Wenn Sie nichts dagegen haben, will ich den Unterschied bezahlen.“

Sie hatte vergeblich versucht, an das Telefon zu kommen, aber die Leitung wurde von anderer Seite benutzt. Das letzte Mal hörte sie, wie eine Frau sagte: „Ich habe eben eine Pfanne mit Bohnen zum Mittagessen aufs Feuer gesetzt.“ Sie versuchte es später von neuem, aber die Frauen schwaben immer noch miteinander. Da riß ihr die Geduld, und sie rief dazwischen: „Gnädige Frau, ich rieche, daß Ihre Bohnen angebrannt sind.“ — Ein entsetzter Schrei ließ sich hören und nun endlich kam sie zum Telefonieren.

Ein Jüngling, der frisch vom Lande kam, hatte einen Posten in einem Kramladen in der Stadt erhalten. Da man ihn gewarnt hatte, daß die Stadtleute ihn aufziehen würden, weil er vom Lande wäre, war er sehr auf der Hut. Eines Nachmittags trat ein Mädchen in den Laden und sprach: „Ich möchte gern etwas Vogelfarnen haben.“ — Heberseht, daß man ihn zum Besten haben wolle, antwortete der Jüngling lächelnd: „Mich können Sie nicht für dumm verkaufen. Was kommen aus Eiern, nicht aus Samen!“

„Was hast du mit den Schneebällen vor?“ fragte der alte Herr aramösnisch den Knaben, der eine stattliche Zahl davon bei sich aufgehäuft hatte. — „Die verkaufe ich, Herr.“ war die Antwort. „Ich verkaufe sie drei für einen Groschen, und die, die es sich nicht leisten können, welche zu kaufen, kriegen sie umsonst.“ — „Ah, in der Tat?“ sagte der alte Herr. „Ich werde dir den ganzen Posten abkaufen.“

„Was ist das Gewissen?“ fragte der Lehrer. Zieh Schweigen in der Klasse. „O, ihr wißt es doch“, ermahnte der Lehrer. „Was sagt uns, wenn wir Unrecht tun?“ — „Ich weiß“, rief das kleinste Mädchen in der Klasse, „daß es Großmama.“